Orientalistische Litteratur-Zeitung.

Herausgegeben
von
F. E. Peiser.

Erscheint
am 15. jedes Monats.

Berlin.
Wolf Peiser Verlag.

Abonnementspreis
vierteljährlich 3 Mk.

Bestellungen nehmen entgegen: die Verlagsbuchhandlung, Berlin S., Brandenburgstr. 11, sowie alle Buchhandlungen und Postämter (unter Nummer 5656 A). — Inserate die zweigespaltene Petitzeile 30 Pf.; bei Wiederholungen und grösseren Anzeigen Ermässigung.

1. Jahrgang. 15. Februar 1898. **№ 2.**

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Briefe etc. werden ausschliesslich unter folgender Adresse erbeten: **Redaktion der O. L. Z., Wolf Peiser Verlag, Berlin S. 42, Brandenburgstr. 11.** I.

Die Deutsche Orient-Gesellschaft.

Am 24. Januar hat sich in Berlin eine neue Gesellschaft konstituiert, welche die Pflege unserer Kenntnis des alten Orients und die Belebung des allgemeinen Interesses für die einschlägigen Studien zu ihrer Aufgabe machen will. Selbstverständlich begrüssen wir ein derartiges Unternehmen als Zeichen, dass das allgemeinere Interesse an den früher in Deutschland etwas stiefmütterlich behandelten orientalischen Forschungen hier weiteren Boden gewinnt, mit grosser Freude.

Da der verantwortliche Herausgeber erst im Anfang des Februar von einer längeren Orientreise zurückgekehrt ist, sonst aber keiner unserer ständigen Mitarbeiter so rechtzeitig zur Teilnahme an der konstituierenden Versammlung aufgefordert war, dass er der Aufforderung hätte entsprechen können, so sind wir darauf angewiesen, nach den Mitteilungen der Tagespresse zu berichten. Wir wählen aus den Berichten der Berliner Zeitungen den der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ (1898 No. 21 vom 25. Januar), welche uns sachlich am besten unterrichtet zu sein scheint:

„In dem von der königlichen Museumsverwaltung zur Verfügung gestellten egyptischen Säulenhofe des Neuen Museums fand am Montag Nachmittag die konstituierende Generalversammlung der „Deutschen Orient-Gesellschaft“ statt. Es mochten etwa 60 Herren anwesend sein, als Prinz Heinrich von Schönaich-Carolath bald nach zwei Uhr die Verhandlungen mit einer Ansprache eröffnete, in welcher er auf die zahlreichen, an das Begründungskomité (vgl. Nr. 15 und 17 der Beilage) aus allen Gauen Deutschlands eingelaufenen Beitrittserklärungen verwies. Unter Bezugnahme auf Goethes Reisesegen für Stickel: „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident“, schloss der Redner mit dem Ausdruck der Hoffnung, dass es Deutschland nie an Persönlichkeiten fehlen möge, die sich idealen Aufgaben unterzögen. Nachdem Herr Generaldirektor Dr. Schöne, Exzellenz, die Anwesenden im Namen der königlichen Museen begrüsst hatte und den Zweck der Zusammenkunft, ein Gebiet zur eigenen Bearbeitung im Vaterlande zu erschliessen, willkommen geheissen, erklärte Prinz Carolath, mit Dank für die Erschliessung der Stätte zur Sitzung, die „Deutsche Orient-Gesellschaft“ als nunmehr konstituiert. — Zur Beschlussfassung über einen vorgelegten Statutenentwurf bat Herr J. Simon die Versammlung, diesen Entwurf als rein provisorisch zu betrachten. Es werde erst über seine Bestimmungen zu beraten sein, nachdem der Vorstand und der in Aussicht genommene wissenschaftliche Beirat in enge Fühlung getreten wären. Beide Körperschaften würden sich über eine verbesserte, endgültige Fassung des Entwurfs zu einigen und ihn der Gesellschaft so zu unterbreiten haben. Die Anwesenden hatten nichts einzuwenden. Zur Vorstandswahl ergriff Prof. Dr. Ad. Erman das Wort und schlug den Prinzen Carolath zum ersten, Prinzen Alexander zu Hohenlohe-

Schillingsfürst zum zweiten, und Staatssekretär a. D. Admiral Hollmann zum stellvertretenden zweiten Vorsitzenden vor. Eine Reihe weiterer Mitglieder, welche mit den Genannten den Vorstand bilden sollen, wurde sodann verlesen, doch war ein Teil davon augenscheinlich nicht anwesend, so dass man die Zusammensetzung des Vorstandes wohl erst später definitiv bekannt geben wird. Prinz Carolath und Admiral Hollmann nahmen die Wahl mit einigen Dankesworten an. Sodann nahm Herr Simon zur Wahl des wissenschaftlichen Beirats abermals das Wort. Zunächst habe man drei behördlich delegierte Gelehrte darin zu erwarten, von denen das Kultusministerium, die Museumsdirektion und die königliche Akademie der Wissenschaften je einen entsenden werde. Von Seiten der Gesellschaft aber schlug Redner fünf Herren als Beiratsmitglieder vor, nämlich Prof. Dr. Delitzsch-Breslau, Prof. Dr. Zimmern-Leipzig, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Sachau, Prof. Dr. Conze und Privatdozenten Dr. C. F. Lehmann in Berlin. Diese Liste fand ebenfalls Genehmigung. Beim letzten Punkte der Tagesordnung „Verschiedene Mitteilungen“ angelangt, wurde die Versammlung durch einen von Admiral Hollmann im Auszug mitgeteilten Bericht des deutschen Konsuls Richarz in Bagdad erfreut. Hiernach sind die auf der vorbereitenden Expedition begriffenen Herren Geh. Rat Sachau und Baumeister Koldewey am 9. Dezember v. J. zu Basra gelandet, von wo sie sich zur Rücksprache mit Konsul Richarz sogleich nach Bagdad begaben. Auch die türkischen Behörden, sowohl der Wali wie der Muschir, erwiesen den Reisenden das freundlichste Entgegenkommen. Am 25. Dezember traten die Herren Sachau, Richarz und Koldewey eine Besichtigungstour nach den Ruinenstätten von Hillah, Nippur, Warka und El-Mugheir an, worauf sie nach Bagdad zurückkehrten. Für Anfang Februar ist dann eine genauere Untersuchung geplant. — Herr Simon skizzierte die nächsten Aufgaben der Gesellschaft; sie beständen neben dem Betreiben von Ausgrabungen im Orient auch in der Erweckung des Interesses für diese Dinge in der Heimat. Letzteren Zweck zu fördern, gebe es zwei Mittel: erstens die Herausgabe einer gemeinverständlich gehaltenen, alle Orientstudien einbegreifenden Zeitschrift, zweitens rege mündliche Vorträge. Das Nähere vorzuschlagen, liege dem wissenschaftlichen Beirat ob. Es sei freilich nicht zu hoffen, dass man ein Kapital zusammenbringe, von dessen Zinsen allein sich die Massregeln bestreiten liessen, doch werde man in Deutschland gewiss auf die Beispiele blicken, welche England und Amerika der Orientforschung darbieten. Zweihundert oder mehr rührige Mitglieder dürften sich gewiss schon fürs Erste finden. Der erste Vorsitzende bemerkte sodann, dass die Ausgrabungsfunde in den Besitz der königlichen Museen übergeben würden, und schloss die Versammlung, nachdem aus ihrer Mitte dem Leiter eine Dankesbezeugung abgestattet war. Der buntmassige Raum mit seinen ehrwürdigen Denkmälern schuf eine andächtige Stimmung, aber von seinen akustischen Vorzügen lässt sich beim besten Willen kein Rühmens machen.“

Aus diesem Bericht im Zusammenhange mit dem Inhalt des vorher versandten Aufrufs[1]) geht

---

[1]) Wier fügen den wesentlichen Teil desselben hier an:

„Die Kultur des alten Morgenlandes, die Kultur von Ninive und Babylon gewinnt an und für sich wie durch ihre Beziehungen zu der biblischen, ägyptischen und altgriechischen Welt von Jahr zu Jahr ein höheres Interesse. Die ihr gewidmete Forschung hat für die Geschichte der Menschheit so überaus wichtige Thatsachen ergeben, dass ein in Religion und Staat, Kunst und Litteratur reich gegliedertes Leben der Völker am Euphrat und Tigris an der Hand zuverlässiger Urkunden bis in ein hohes Altertum zurück verfolgt werden kann, das noch bis vor Kurzem für die menschliche Erkenntnis völlig unerreichbar schien. Das Studium der in Babylonien und Assyrien ausgegrabenen Kunst- und Litteratur-Denkmäler hat unser Wissen von dem Werdegang der Menschheit um die Kenntnis vieler Jahrhunderte, man darf sagen — mehrerer Jahrtausende bereichert und einen Einblick in jene Urzustände eröffnet, in denen die Wurzeln unserer Kultur, der Zeitrechnung und Himmelskunde, des Mass- und Gewichtswesens, sowie wichtige Teile der im alten Testamente niedergelegten religiösen Vorstellungen ruhen.

Das in Angelsächsischen Ländern so lebhafte Interesse für die Bibel hat diesem Studium die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und damit eine mächtige Protektion zugewendet. Aber auch in Frankreich haben Regierung und gelehrte Vereine sich durch Errungenschaften auf diesem Gebiete stolze Ruhmestitel erworben. Die Säle der Museen von London, Paris und New-York zeigen der Mitwelt die Statuen der mächtigsten Herrscher jener Zeiten, eines Tiglatpileser, eines Nebukadnezar, und ihrer Götter, sowie die Pracht ihrer Paläste.

Die Unterzeichneten sind der Ansicht, dass für uns Deutsche die Zeit gekommen ist, an der grossen Arbeit der Erschliessung und Wiedergewinnung des ältesten Morgenlandes durch systematische Ausgrabungen in höherem Masse als bisher Teil zu nehmen und dadurch der Deutschen Wissenschaft die für den Ausbau der Orientalischen Archäologie nötigen Materialien, sowie unseren öffentlichen Sammlungen Denkmäler altasiatischer Kunst zuzuführen. Zur Verfolgung dieses Zweckes empfehlen sie die Gründung einer Deutschen Orient-Gesellschaft.

Nach einem im Kreise der Unterzeichneten festgestellten Statutenentwurf, welcher der ersten Generalversammlung vorgelegt werden wird, verfolgt die Gesellschaft den Zweck

a. das Studium des Orientalischen Altertums im Allgemeinen, im Besonderen die Erforschung der alten Kulturstätten in Assyrien, Babylonien, Mesopotamien und anderen westasiatischen Ländern, sowie Aegypten zu fördern;

b. die auf die Erwerbung orientalischer Altertümer, Denkmäler der Kunst und allgemeinen Kultur gerichteten Bestrebungen des Königlichen Museums zu Berlin, sowie vorkommenden Falls anderer öffentlicher Sammlungen im Deutschen Reiche zu unterstützen;

c. die Kenntnis von den Ergebnissen der For-

nun hervor, dass die neugegründete Gesellschaft dreierlei will: Studien und Ausgrabungen fördern, Antiquitätenerwerb deutscher Museen unterstützen, Popularisierung der deutschen Wissenschaft. Die beiden ersten Punkte sind, was aus der Fassung des Aufrufs allerdings nicht sichtbar wird, jetzt nicht zum ersten Male in Deutschland in den Vordergrund gerückt worden. Seit vielen Jahren hat die Deutsche Morgenländische Gesellschaft sich bestrebt, die orientalistischen Studien zu fördern, und die meisten deutschen Fachgenossen gehören ihr an und verfolgen mit Eifer die von ihr herausgegebene Zeitschrift. Dann hat sich als Ergebnis der reiferen Entwicklung, welche besonders durch die Assyriologie bestimmt war, vor mehreren Jahren neben ihr die Vorderasiatische Gesellschaft gebildet, welche, wie die von ihr veröffentlichen Mitteilungen beweisen, mit Energie die ältere Schwestervereinigung zu entlasten und zu ergänzen bestrebt ist. Endlich hat seit langer Zeit das Orient-Komitee seine das Berliner Museum besonders durch die Ausgrabung Sendjirli's bereichernde Thätigkeit ausgeübt. Nach dem oben abgedruckten Bericht scheint die neue Gesellschaft freilich in einer Beziehung von der durch das Orient-Komitee ausgeübten Methode abweichen zu wollen, indem sie beabsichtigt, die Ausgrabungsfunde in den Besitz der königlichen Museen möglichst kostenlos überzuführen, während jenes die Funde überwies, aber den Ersatz der Kosten beanspruchte, um immer weiter arbeiten zu können. Aber schon in dieser ersten Versammlung wurde ja erklärt, dass es nicht zu hoffen sei, „dass man ein Kapital zusammenbringen werde, von dessen Zinsen allein sich diese Massregeln bestreiten liessen.“ Also wird schliesslich doch auch hier die Methode des Orient-Komitees nachgeahmt werden müssen.

Neu ist allerdings der letzte Punkt. Um diesen Zweck „Erweckung des Interesses an diesen Dingen“ zu fördern, soll also „eine gemeinverständlich gehaltene, alle Orientstudien einbegreifende Zeitschrift“ herausgegeben, sollen ferner rege mündliche Vorträge gehalten werden. Was die Einrichtung populärer Vorträge anbetrifft, so dürfte dieselbe dem wissenschaftlichen Beirat wohl mit leichter Mühe gelingen, wenn die richtigen Leute herangezogen werden. Ob schliesslich der ersehnte Zweck erreicht wird, muss dahingestellt bleiben. Immerhin können wir Orientalisten uns freuen, wenn die Laien soweit unterrichtet werden, dass sie unsere Wissenschaft nicht mehr, wie es jetzt so vielfach geschieht, als überflüssige Spielerei abthun. Ob eine populäre Zeitschrift in Deutschland sich als lebensfähig erweisen wird, betrachten wir als eine offene Frage, wünschen aber dem Plane besten Erfolg.

Wenn nun obendrein der wissenschaftliche Beirat, wie es nach dem Schlusssatz des unten abgedruckten Aufrufsstückes erscheint, ausser mit diesen schwierigen Unternehmungen mit der „Vertretung der Interessen der orientalischen Wissenschaft“ betraut werden soll, so dürfen wir uns doch wohl die Bemerkung erlauben, dass ein guter Teil der Fachmänner auf dem Gebiet der orientalistischen Wissenschaft in Deutschland in dem von der deutschen Orient-Gesellschaft gewählten Beirat kaum die berufene Vertretung seiner Interessen erkennen wird.

Trotz der vorgebrachten Bedenken sehen wir aber natürlich der weiteren Entwicklung und den Leistungen der neuen Gesellschaft mit Spannung entgegen und hoffen auf recht erfreuliche Berichte der vorbereitenden Expedition, die ja demnächst zu erwarten sind.

schungen über das orientalische Altertum in geeigneter Weise zu verbreiten und das Interesse an diesem Teile ältester menschlicher Kultur zu beleben.

Die Gesellschaft wird ihre Thätigkeit in der Hauptsache durch zwei Organe ausüben: durch einen Vorstand für ihre Geschäftsführung und Vertretung im Allgemeinen, sowie durch einen wissenschaftlichen Beirat zur Vertretung der Interessen der orientalischen Wissenschaft und der öffentlichen Sammlungen Deutschlands im Besonderen“.

In Anbetracht des guten Zweckes verzichten wir auf jegliche Kritik des Stils und der wissenschaftlichen Haltung des kaum von einem Fachmann verfassten oder durchgesehenen Schriftstücks.

Besprechungen.

J. V. Prášek, Forschungen zur Geschichte des Altertums. I. Kambyses und die Ueberlieferung des Altertums. Leipzig. Ed. Pfeiffer 1897. 84 S. 8°. Bespr. von Hugo Winckler.

Der Verfasser hat die Überlieferung des klassischen Altertums noch einmal, besonders nach Hutecker und Lincke ausführlich untersucht. Die in betracht kommenden monumentalen Quellen sind dabei gebührend verwertet worden[1]) und es ist nicht unsere

[1]) Zu S. 19 sei eine Bemerkung gestattet, welche dem bereits anderweitig (Forsch. S. 382 Anm. 2 vgl. Glaser, Damminschriften von Mareb S. 5) gerügten, in unsrer Wissenschaft eingerissenen Unwesen steuern möge. Die Bedeutung des Neujahrsfestes für die babylonische Königskrone habe ich erkannt und bereits am 14. August 1886 mit der natürlichen,

Schuld, wenn diese noch so spärlich sind, dass Kambyses' Regierung nach wie vor ziemlich dunkel bleibt. Schweigt doch Babylonien bis jetzt noch immer über die Zeit, sodass Darius' Inschrift und die Datierungen der Kontrakttafeln alles sind, was uns Kunde giebt. Die Frage der Datierungsweise nach Jahren von Kambyses als „König von Babylon" und „König der Länder" dürfte mittlerweile durch Peiser (Mitteil. VAG. 1897 Heft 4) gelöst sein, dem Vf. ist diese Arbeit noch nicht bekannt gewesen. Diesen dürftigen Nachrichten aus Babylon gegenüber erscheint fast Ägypten mit seinen zwei Apisstelen und der vatikanischen Inschrift, die ebenfalls gebührend verwertet sind, im Vorteil.

Der Natur der klassischen Berichte nach können diese sich nicht über einen Standpunkt erheben, der von der späteren offiziellen persischen Überlieferung unabhängig ist, solange aber uns aus Kambyses' eigener Zeit nicht mehr Monumentales vorliegt, fehlt es an einem festen Standpunkt, von dem aus man deren Zuverlässigkeit beurteilen kann. Im grossen und ganzen erscheinen mir die festen Resultate der bisherigen Untersuchungen demgemäss auch in der litterarkritischen Bestimmung der klassischen Nachrichten zu liegen, wobei mir als sicherste die richtige Auffassung von Herodots Bericht über den Aufenthalt von Kambyses in Ägypten erscheint[1]): dass man es hier mit einer Legende zu thun habe, welche den Gegensatz des eben in Ägypten massgebend gewordenen Griechentums gegen die es in seinem neuen Besitze bedrohenden Perser zum Ausdruck bringt.

Ein Versuch zu einer historischen Kritik der Überlieferung, d. h. ein Zweifel an der Überlieferung, wie sie als offizielle des Perserhofes durch Darius festgestellt worden ist, ist mir nicht bekannt geworden[2]), obgleich doch solche amtlichen Festlegungen der Geschichte eines Kommentars gar sehr bedürfen. Darius in seiner Behistuninschrift kann doch nicht anders beurteilt werden, als Augustus im monumentum Ancyranum, und was er über seine Gegner und seine Thronbesteigung sagt, muss mit demselben Körnchen Salz genossen werden wie das: „Ich war erst 19 Jahre alt, als ich als Privatmann auf meine Kosten ein Heer aufstellte. Mit diesem machte ich der Herrschaft einer Bande Verschwörer ein Ende und stellte die verfassungsmässige Ordnung wieder her" etc.

Ich möchte daher zur Beurteilung des „Pseudosmerdes" einmal auf ein paar Punkte aufmerksam machen, die mir noch nicht genügend gewürdigt zu sein scheinen. Die Überlieferung — Darius, wie die durch Herodot dargestellte — nennt ihn einen Magier, was aber ein Magier ist, wissen wir nicht, ein Teil der Forscher wirft sogar nicht einmal die Frage danach auf. Nach Herodot sind die Magier ein medischer Stamm — was in dieser Form sicher nicht richtig ist — was die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist, ist unbekannt. Der Nachweis von Magiern in Babylonien ist nicht geglückt, da sich der vermeintliche alttestamentliche „Obermagier" רב־מג als ein assyrischer Beamter rab mu-gi, der mit Magiern nichts zu thun hat, herausstellt. (S. den rab mu-gi, den Delitzsch HW nicht verzeichnet, bei Knudtzon, Gebete an den Sonnengott 66, 2 u. 4. 67, Rs. 6, sowie in der Kontrakttafel 82—5—22, 176). Mit babylonischem maḫḫu hat „Magier" natürlich nichts zu thun. Wenn man die Angabe Herodots und die spätere Bedeutung zusammenhält, so erinnert das auffällig an die

siegreichen Uberlegenheit junger Doctoranden gegen eine in die Schranken geforderte Welt verteidigt. Damit war diese Frage erledigt, und wenn jemand meine Ansicht annimmt, oder sie auf einen gegebenen Fall anwendet, so wird er damit noch lange kein Miteigentümer an diesem litterarischen Besitz. Es ist ein Unfug und eine Nichtachtung ernster Arbeit, wenn man jeden, der irgend etwas nachbetet, oder günstigsten Falls einen kleinen Beitrag zu grundlegenden Sätzen bringt, dem Urheber an die Seite stellt. Wenn heute ein Ingenieur eine Verbesserung an einer Lokomotive erfindet, so wird ihn niemand neben Stephenson setzen, oder wer gar in einem der schwimmenden Oceanpaläste sich nach den Ländern des fernen Westens wagt, wird deshalb sich nicht als gleichberechtigten Helfer eines Columbus fühlen. Bei uns ist es Mode geworden — achtlos und meist ohne jede böse Absicht — Nachtreter neben Urheber zu stellen. Ich bin nicht darauf versessen, meinen Namen citiert zu finden. Mag, wer meine Aufstellungen annimmt, sich ihrer als Gemeingut der Wissenschaft bedienen, mag er es selbst dann tun, wenn es sich um Sätze handelt, die Jahre lang verhöhnt und mit allen Kräften zur Schädigung meiner persönlichen Lage benutzt worden sind — aber eins möchte ich nicht: das durch meine Arbeit erworbene als Miteigentum schmarotzender Kostgänger verkündet sehen. Denn hierbei handelt es sich nicht mehr um Schmälerung persönlicher Verdienste, sondern um Herabdrückung des Wertes von Arbeit. Ich bemerke übrigens, dass bei P. von keinerlei böser Absicht der Rede sein kann, wie diese überhaupt selten bei eingerissenem Unfug, den alle mitmachen, vorzuliegen pflegt. Um so eher konnte ich es bei dieser Gelegenheit zur Sprache bringen.

[1]) Über Aeschylus, Perser, weiteres in den „Altor. Forschungen".

[2]) Vgl. jedoch Rost, Unters. zur altor. Gesch. n. 107, der ebenfalls die Echtheit von Bardiya annimmt.

Bedeutungsentwicklung von Kasdîm-Chaldäer, welches auch ursprünglich Volksname ist und später eine ganz ähnliche Bedeutung hat, deren Entwicklung wir uns leicht zusammenreimen können, da es nicht schwer ist, sich zu vergegenwärtigen, wie die letzten selbständigen Besitzer der altbabylonischen Weisheit zu Wahrsagern und Hexenmeistern werden konnten. (S. Unters. S. 64).

Nun sehen wir jetzt immer klarer, dass die altbabylonische Kultur weiter ausgebreitet war, als es zu den Zeiten des assyrischen Reiches der Fall ist, dass sie Anzan und Suri als einen Begriff kennt, der die Länder von Elam oder noch weiter östlich über Medien bis an den Halys umfasst, und dass bereits in den ältesten Zeiten diese Gebiete einmal eine Einheit gebildet haben müssen, also einen uralten Vorläufer des späteren Mederreiches, die nur zu den assyrischen, verhältnismässig ja so jungen Zeiten, einmal unterbrochen wurde. Ich vermute, dass es in Medien auch einmal ein vorassyrisches Reich Arpaḫ gegeben hat. Uns ist soviel klar: die Magier gehören lediglich nach Persien oder Medien, da sie in Babylonien keinen Platz haben. Dann liegt die Vermutung nahe, dass die Bedeutungsentwicklung dieser Bezeichnung dieselbe war, wie die von „Chaldäer", d. h. dass sie aus dem Namen einer Bevölkerungsschicht Elam-Mediens, also des Gebietes, das altbabylonisch unter der Bezeichnung Anzan zusammengefasst wird, entstanden ist, und zwar einer Bevölkerungsschicht, welche älter ist als die indogermanische, medo-persische, und welche dieser gegenüber als Vertreterin und Erbe der alten Kultur dieser Länder gilt. Für Elam-Susiana würde man dann auf diejenige raten, welche das Reich Elam, mit dem die Assyrerkönige von Sargon bis Assurbanipal kämpften, vertritt. Denn selbstverständlich hat Elam-Medien ebenso wie Babylonien in den 2—$2^1/_2$ Jahrtausenden, wo wir von einem elamitischen Reich vernehmen, die verschiedensten Bevölkerungsschichten gesehen, und der Name Elam ist gerade so wie Babylon oder Akkad Landesname, der auf die verschiedenen Bevölkerungsschichten bei ihrer Einwanderung übergeht. Da wir aber — mit Ausnahme vielleicht (!) der Kaššû — von den in Elam (und Medien) ansessig gewordenen Völkern die Namen nicht kennen, da wir von ihnen immer erst erfahren, wenn sie bereits Herren des Landes sind, so ist es sehr wohl denkbar, dass ein solches Volk Magier geheissen habe.

Das ist natürlich nicht viel mehr als eine Vermutung, man betrachte aber mit diesem Gedanken einmal das, was Darius von seinem „Magier" Gaumata zu sagen weiss: „er zerstörte Kultstätten". Das passt sehr gut auf einen Vertreter früherer Bevölkerungsschichten, von einem Indogermanen — mag man nun Zarathustraverehrung und Gott weiss was für unbekannte Grössen zur Erklärung heranziehen — soviel man will, wird es stets unwahrscheinlich bleiben.

Welches war nun aber die Heimat — oder besser gesagt der Stützpunkt — des angeblichen Magiers? Man nimmt gewöhnlich an Persien, da er sich in Pisiyauvada (I 11) aufgelehnt habe, welches nach Beh. III 7 eine persische Landschaft sein müsse. Das scheint mir indessen nicht so sicher zu sein. Darius erzählt: „Vahyazdata lehnte sich in Jautiya in Persien auf. Ich schickte ein Heer unter Artavardiya nach Persien gegen ihn. Dieser schlug ihn bei Rakha in Persien. Vahyazdata entkommt mit wenigen Reitern nach Pisiyauvada, sammelt ein neues Heer, rückt wieder gegen die meinen und wird bei Paraga — diesmal fehlt der Zusatz „in Persien" — geschlagen". Hieraus folgt, dass Pisiyauvada, von wo der Aufstand der „Magier" ausging, und wo auch Vahyazdata seine Zuflucht sucht, die Stütze der Bardiyaverehrung gewesen sein muss, denn diese beiden Gegner geben sich gerade für Bardiya aus. Es erscheint wohl soviel klar, dass Pisiyauvada, wenn es zur Persis gehörte, nicht gerade deren Zentrum bildete, und dass seine Lage vorläufig noch unklar bleibt, hingegen ist sicher, dass der Magier sich auf Medien verliess[1]), denn in der Landschaft Nisaea wurde er ermordet.

Nun ist soviel klar, dass die beiden angeblichen Bardiya sich auf die indogermanische, medopersische Bevölkerung stützten, dass also die Gründe, welche ihnen diese zuführten, in der Unzufriedenheit bestanden, welche sich unter dieser Bevölkerung dadurch entwickelte, dass das Königshaus dem Einflusse der Kulturländer des Reiches verfiel, und sie selbst dadurch in den Schatten gedrängt wurde, dass also ein Verhältnis sich entwickelte, wie, um eins von vielen Beispielen anzuführen, dasjenige, welches zu Unzufriedenheit gegen Alexander nach der Einnahme von Babylon führte. Dazu passt sehr gut

[1]) Vergl. Herodot III 126: Περσας ὑπο Μηδων ἀπαφαιρημενους την ἀρχην. (Diese Ausdrucksweise verträgt sich auch mit unserer Auffassung der Bezeichnung „Magier", denn dann würde Meder = „alte Bevölkerung Mediens" sein).

Herodots Angabe, dass der „Magier“ sich die Bevölkerung durch Steuererlasse zu gewinnen versucht habe.

Dann ist aber auffällig, dass die Rolle, welche der „Magier“ spielte, so gut durchgeführt wurde, und gar nichts von dem erkennen lässt, was man von einem Angehörigen der alten Bevölkerung erwarten würde, der doch auch deren Interessen gegen die der Medoperser hätte vertreten müssen. Aber — wer sagt es denn eigentlich, dass er ein Magier und falscher Bardiya war? Die Quelle der in diesem Punkte einstimmigen Überlieferung ist doch überall nur sein Gegner Darius; eine von dessen Aussprengungen unabhängige Meinung liegt nirgends vor und konnte naturgemäss nach seinem Siege nicht aufkommen, besonders wenn man sich vergegenwärtigt, welches Dunkel überhaupt über allen diesen Geschehnissen schwebt. Das Urteil des Gegners ist aber nach Recht und Fug mit Misstrauen zu betrachten, und wenn von zwei Gegnern uns nur die Gründe des einen vorliegen, so haben wir sie doppelt scharf zu betrachten, ehe wir ein Urteil zu seinen Gunsten abgeben. Sehen wir uns nun einmal an, ob des biedern Darius Darstellung so klar in sich ist, dass sie von vornherein den Schein der Wahrheit für sich hat. Ich möchte zunächst darauf hinweisen, dass ich aus ganz anderem Zusammenhange erschlossen habe, Darius sei überhaupt kein Achämenide gewesen[1]), seine ganze Genealogie nichts als eine Konstruktion, um sich einen gewissen Anspruch auf die Erbschaft des Cyrushauses zu schaffen. Wenn man seine Aussagen mit diesem Verdachte betrachtet, so werden sie natürlich doppelt verdächtig, denn dann stand seine Partie gegen einen echten Bardiya um so schlimmer. Dann wird es aber klar, warum er dem echten gegenüber um so kräftiger verleumden und ihn als einen Angehörigen der nichtarischen Bevölkerung hinstellen musste, was er bei dem zweiten Pseudo-Bardiya nicht thut. Man wird zugeben, dass bei unserer Auffassung der Bezeichnung Magier deren Betonung durch Darius eine einleuchtende Erklärung findet, die an und für sich freilich ebenso bestehen bliebe, wenn sie auf Wahrheit beruhte.

Also prüfen wir die Akten Darius c/a Gaumata weiter, so bleibt der auffälligste Punkt, der von jeher Verwunderung erregt hat: wie war es möglich, dass die Ermordung — oder der Tod — von Bardiya, der ja nach Darius vor Kambyses' Aufbruch nach Ägypten erfolgt sein soll, so lange unbekannt blieb, dass der Magier sich überhaupt für ihn ausgeben konnte? Wenn die eine Färbung der Überlieferung annimmt, Gaumata habe mit Kambyses' Einwilligung dessen Rolle gespielt, so ist das natürlich nichts als ein Versuch, diese Unwahrscheinlichkeit zu beseitigen.

Man hat sich weiter ganz richtig gefragt: wie war es möglich, dass Atossa, die Schwester und Hauptgattin von Kambyses, nicht merkte, dass ihr neuer Gemahl (Her. II 6. 88) nicht ihr Bruder Bardiya war? Herodots Überlieferung hat ebenfalls diese Schwierigkeit bereits erkannt und sie in ihrer Weise durch die angebliche Isolierung der Frauen des Magiers zu erklären versucht. Das ist natürlich ein Ausweg, der in keiner Weise der Stellung einer Atossa gerecht wird, deren Bedeutung unter Darius bekannt ist.

Ferner ist klar: das Zeugnis dieser Atossa musste ausschlaggebend sein. Ihre Stellung war bis zu einem gewissen Grade gleichberechtigt neben der ihres Bruders und Gemahls Kambyses, und wenn der „Magier“ sich ihrer nicht versichert hatte, konnte er überhaupt nicht daran denken gegen Kambyses als Bardiya aufzutreten. Würde aber eine Atossa mit dem ersten besten gemeinsame Sache gemacht haben? Und wenn sie es gethan hätte, so wäre dieser gerade von ihr abhängig gewesen und hätte sie nie beiseite schieben können.

Dagegen ist andrerseits klar: Atossa hatte Grund zur Unzufriedenheit gegen Kambyses, der sie thatsächlich beiseite geschoben hatte. Dass sie dann mit dem echten Bardiya sich einliess, würde nichts Wunderbares sein, ebenso wie es erklärlich ist, wenn ein echter ihr nachher keine grössere Rolle einzuräumen gewillt war, was ein falscher auf jeden Fall hätte thun müssen. Auch konnte wohl ein echter Bardiya überhaupt ohne ihre Hilfe auf den Thron gelangen, und ihr ebenso wenig eine Rolle zugestehen, als es Kambyses gethan hatte, während bei einem falschen das weniger denkbar ist. Das ist um so einleuchtender, als thatsächlich der nächste Usurpator, mit dem sie gemeinsame Sache machte, ihr diese Rolle einräumte und sie zeitlebens als gleichberechtigt anerkannte. Dieser Usurpator ist aber — Darius, und darüber sind wir uns nun wohl auch klar, dass gerade dessen Verhältnis zu Atossa darauf hinweist, dasa diese es war, welche von dem „Magier“ zu Darius überging. Was sie über Gaumata

[1]) Unters. S. 128 Schluss des ersten Absatzes.

sagte, musste gelten, darum hatte sie Darius allezeit am Zügel. Ja, wie wäre es, wenn die ganze Idee, diesen wahren Bardiya für einen falschen auszugeben, überhaupt erst von ihr ausgegangen wäre? Atossas Rolle bei der ganzen Angelegenheit scheint mir überhaupt noch nicht genügend gewürdigt zu sein.

Eine Gewissheit wird in dieser Frage natürlich nie möglich sein. Bei all der Mühe, welche man sich bisher gegeben hat, die verschiedenen Varianten der Berichte zu verhören, ist man nie auf den Hauptpunkt eingegangen, dass das Zeugnis für die Unechtheit nur das der einen Partei ist. Wenn man also in einem modernen Prozesse auf grund solcher Ansprüche über so unwahrscheinliche Dinge ein Urteil zu fällen hätte, wer würde wohl anders entscheiden als: das mag eine Bühnenintrigue mit schlecht geschürztem Knoten sein, für eine Frage des Alttaglebens liegt der Meineid denn doch zu offen zutage.

Dezember 1897.

Heinrich Zimmern, Vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen, Elemente der Laut- und Formenlehre. Mit einer Schrifttafel von J. Euting. Berlin, Reuther u. Reichard. 1898. VII, 194. Pr. 5 M. Bespr. von H. Grimme.

Vorliegendes Buch wird jeder Semitist von vornherein als eine zeitgemässe Gabe begrüssen. Denn an der Zeit war es wohl, sich klar zu machen, wie viel, oder auch wie wenig bisher in der Zusammenfassung und Vergleichung der semitischen Sprachen geleistet ist. Mehr als ein gutes Elementarbuch wird man anfangs nicht erwarten dürfen. W. Wrights Lectures on the comparative grammar, Cambrigde 1890 wollten, wenigstens nach dem Titel der akad. Vorlesungen zu schliessen, für welche sie ausgearbeitet waren, auch nicht mehr als elementar sein; doch wussten sie den gewaltigen Stoff zu wenig handlich zu bändigen, um sich recht in der Gunst besonders der angehenden Semitisten einzubürgern. Aber auch an inneren Mängeln leidet dieses Buch; vor allem stand sein gelehrter Verfasser nicht in genügender Fühlung mit der Assyrologie, ohne die nun einmal der Bau einer vergleichenden semitischen Grammatik in der Luft hängt. Diesen Vorgänger hat H. Zimmern in mancher Hinsicht überholt; Assyrologe von Fach und Ruf beherrscht er ausserdem noch das seit Wrights Tode nicht unbeträchtlich vermehrte Gebiet der allgemein-semitischen Grammatik, und seine Arbeitsweise ist bisher als ebenso umsichtig wie vorsichtig und klar bekannt. Er hat im Gegensatz zu Wright den Schwerpunkt seines Werks in vergleichende schematische Tabellen gelegt, die mit grossem Geschick zusammengesetzt sind; was in ihnen nicht Platz hatte, bringen zahlreiche ergänzende Anmerkungen; die hieran sich schliessenden Konklusionen sind kurz und kritisch-nüchtern, wobei fast nie die unbedingte Gültigkeit des Vorgetragenen behauptet, vielmehr mit häufigem Appell an eine zukünftige Forschung der provisorische Zustand so vieler unserer bisherigen Ergebnisse zugestanden wird.

Besonders verdienstlich finde ich das Vorgehen Zimmerns, dass er — entgegen dem endlosen Zaudern und Wägen in der Transskriptionsfrage des Semitischen — alle Beispiele transskribiert bietet. An Übersichtlichkeit ist damit ausserordentlich viel gewonnen; die sonst stets im Geleite von einem halben Dutzend Alphabethen auttretende semitistische Wissenschaft wird so jedenfalls von vielen umgänglicher und erstrebenswerter gefunden werden. Hoffentlich darf jetzt jeder, ohne für unwissenschaftlich zu gelten, dieses Beispiel nachahmen.

Muss man aus vielen Gründen Zimmerns Buch unbedingt dem Studium besonders der reiferen Studenten empfehlen, so soll das aber nicht heissen, als liesse sich keinerlei Widerspruch gegen es äussern. So zeigt die Gruppierung des Stoffs auffällige Ungleichheiten: Pronomen und Verb befriedigen viel mehr als das sehr stiefmütterlich behandelte Nomen. Die Partikellehre scheint mir in ihrer Wichtigkeit ganz verkannt zu sein: statt die Formenlehre mit einem Kapitel über sie, oder wenn auch nur über die Enklitiken und Präpositionen (im engeren Sinne) einzuleiten und damit den Flexionen vorzubauen, sind erst auf den beiden letzten Seiten die wichtigsten Partikeln nur eben summarisch zusammengerafft. Der Syntax ist der Verfasser ganz aus dem Wege gegangen. Ich finde das bedauerlich; denn ihm als Assyrologen wäre es kaum schwer gewesen, etwas zu bringen, das den verhängnisvollen Wahn bei Anfängern verscheucht hätte, als wäre nur die arabische die wahre Kibla für die semitische Syntax.

Weiter kann ich dem Buche einen Vorwurf nicht ersparen, der allerdings nicht sowohl den Verfasser als den bisherigen Betrieb der semitistischen Wissenschaft trifft. Auf nicht ganz 2 Seiten wird als Anhang zur Lautlehre die „Akzent- und Silbenbildung“ abgehandelt; das zeigt auffällig, wie wenig man

von der Wichtigkeit dieses Kapitels und der Notwendigkeit, hier alle Hebel zur Verbesserung anzusetzen, überzeugt ist. Von prinzipiell verschiedenen Arten des Akzents redet man bei uns Semitisten noch fast gar nicht. Dass das Hebräische stark exspiratorischen Akzent habe, vermutete ich in meinen „Grundzügen der hebr. Akzent und Vokallehre“; heute würde ich es wohl beweisen können mit Gründen, die auch für das Aramäische gelten müssten. Aber das Altarabische mit seiner quantitierenden Metrik und Vollvokalfülle? Das Äthiopische mit der höchst eigenartigen Verschiebung des Tons in die gutturalhaltigen Silben? So viel Sprachen, so viel ungelöste Fragen! Auch die Vergleichung der Akzentstellen unter einander hat noch kaum begonnen; an den ursemitischen Akzent rührt noch keine Forschung. Als ich Gesetze für den hebräischen Akzent suchte, nahm ich in Übereinstimmung mit der Tagesparole die altarabischen Akzentstellen für sehr alt, und darum als Ausgangspunkt der Vergleichung geeignet an. Heute würde ich es nicht mehr wagen. Dieser sklavisch der Silbenquantität unterwürfige Akzent scheint mir ganz das Gegenteil von dem zu sein, was man für die Ursprache vorauszusetzen hat: freier Akzent, der der Zusammensetzung der Worte aus Urwurzeln und Formativen Rechnung trägt. Ein äthiop. qatála neben lábsa, dialekt arab. qétel neben shíl und shór könnten — ausser vielem andern — die Ursprünglichkeit oder Alleingültigkeit von qátala, qátila, qátula doch arg bedenklich erscheinen lassen.

Beim Fehlen jeder Akzentlehre können wir natürlich auch keinen Anspruch auf eine tiefer begründende Lautlehre erheben. Wir bleiben bei der Konstatierung von gewissen Lautübergängen stehen, unfähig den zahlreichen Abweichungen gerecht zu werden. Wir glauben genug gethan zu haben, wenn wir den Begriff „sporadischer Lautwandel“ sattsam betonen. Für Vokal und Konsonant wissen wir noch keine Ausgangsgestalten; die Mehrzahl der Gelehrten neigt zum Glauben, je reicher die konsonantische und je einfacher die vokalische Lautentwickelung, desto ursprünglicher sei sie, und so wird wieder das Altarabische in den Geruch von exceptioneller Altertümlichkeit gebracht. Ich rechne es Zimmern als ein Verdienst an, dass er die Möglichkeit von ursemit. e und o, ja sogar von älteren Gleitvokalen betont. Alles in allem aber genommen: uns fehlen Gesetze, wie z. B. das Vernersche der Indogermanisten, durch die die toten Vergleichungstabellen Einheit und Leben bekämen.

Schliesslich noch einige Kleinigkeiten, die mir bei der Lektüre von Zimmern's Buche aufgestossen sind. In § 6, c. 1: Wenn altsem. ra's hebr. rôš, assyr. aram. rêš lautet, so glaube ich, erklärt sich das nicht anders als durch Übergang des ’ in w resp. j, nicht aber durch Auflösung des ’ in den vorhergehenden Vokal. Zu § 9, g plaidiert Z. für alten Übergang von š (s) in h (und weiter ’) im Kausativpräfix und Pronomen der III. Person; dieser Annahme scheint mir der Umstand direkt zu widersprechen, dass das Amharische in seinem Kausativstamm die Verbindung von a+s kennt. In § 15 wird die Lehre von gemeinsemit. Vertauschung von ts, tš in st und št innerhalb der T-Konjugation wieder vorgebracht; was würde ein de Lagarde dazu sagen, er, der die ursprüngliche Infigierung dieses t vor s schon seit langen Jahrzehnten richtig erkannt hatte (vgl. „Übersicht“ S. 214 f)? Die Charakterisierung der Vokale in § 18 müsste vielfach deutlicher sein; so wird der äthiop. E-Laut, der arab. ŭ und ĭ entspricht, sicher nicht durch e richtig bezeichnet sein. In der Behandlung der Pronomina dünkt mich der Weg vom Pron. separatum zum suffixum kein naturgemässer; mit dem Primitivsten hätte angefangen werden müssen, und das sind die Präfixe des Imperfekts; erst nach den Perfektsuffixen und den Genetiv- und Akkusativsuffixen des Nomens und Verbs war der Platz für die Separatpronomen genügend vorbebereitet. In § 36 sollte nicht nur bei den Ableitungsstämmen des Verbs die denominative Natur betont werden; denn auch Qal ist in sehr häufigen Fällen denominativ (vgl. manches Richtige bei W. Gerber: Die hebr. Verba denominativa). Dass sich auch eine „privative“ Eigenschaft des Pa“el in Z's. Darstellung verirren würde, wundert mich; denn wenn wir z. B. שָׁרַשׁ mit „entwurzeln“, סָקַל mit „entsteinen“ übersetzen, so bedeutet jenes genau genommen doch nur: „etwas mit (oder an) der Wurzel thun“, dieses „etwas mit Steinen thun“ und die Wendung zur privativen Bedeutung ist eine reine Zufälligkeit. „Köpfen“, die direkte Verbalableitung von „Kopf“ enthält auch etwas sehr stark Privatives, das sich aber keineswegs kraft des Wesens der vorliegenden Verbalbildung ergiebt. Zur Annahme von Formen wie saq(a)tala, haq(a)tala, ja auch taq(a)tala scheint mir kein genügender Grund vorhanden zu sein; am meisten möchte ich vor der Vergleichung mit jiqtul als urspr. wesensgleich mit jiqatol warnen, obwohl diese Ansicht zum eisernen Bestande unserer jetzigen Grammatik

zu werden scheint. Wenn Z. in § 38 dazu hinneigt, das Imperfekt gegenüber dem Perfekt als frühere Bildung zu nehmen, so hätte er konsequenterweise ersteres vor letzterem abhandeln müssen. Übrigens finde ich gerade das, was er über die Entstehung des Perfekts sagt, recht bemerkenswert. In die Anmerkungen zu § 39 hätte wohl noch die ʿomânische Endung der II p. fem. sgl. Perf. — i aufgenommen werden sollen. Kein Übergang von k in š scheint mir in der Endung der II p. fem. sgl. Perf. des Mehri und Amharischen vorzuliegen; denn neben k(i) kommt in arab. Dialekten (angeblich als Pausalform) kis resp. kiš vor (vgl. Sibaw. II, n°. 504 p. 323). Dass das Hebräische doch noch einen wirklichen Konjunktiv gelegentlich angewandt hat, habe ich „Grundzüge d. hebr. Akz. u. Vokallehre" S. 134 wahrscheinlich gemacht; im Hinblick auf meine Beispiele wäre Z's. Leugnung (§ 43, b) vielleicht etwas eingeschränkt worden. Ich möchte den Assyrologen die Untersuchung an's Herz legen, ob wirklich nur ein Infinitiv qatâlu für den Grundstamm des assyrischen Verbs anzunehmen sei; Formen wie maṣû, petû, banû lassen sich nicht auf älteres maṣâ-u, petê-u, banâ-u, eher auf ein máṣi-u, péti-u, báni-u zurückführen, ob dementsprechend nicht manches angebliche Nomen der Form qatîlu einen Infin. (constructus) qátilu darstellt? — In Z's. Lehre vom Nomen liesse sich des Übergangenen oder zu flüchtig Gestreiften vieles anführen; so von ersterem die Femininendung -aj-, von letzterem der Pluralis fractus.

Als Ergänzung der Schriftlehre ist dem Buch eine Tabelle: „Übersicht der semit. Schrift" angehängt, die durchSauberkeit der Ausführung und Reichhaltigkeit des Stoffes auch ohne Namensnennung den Meister Euting verraten würde.

Freiburg, Schw., Jan. 1898.

Albert Socin: Zur Metrik einiger in's Arabische übersetzter Dramen Molière's. Leipzig, Verlag und Druck von Alexander Edelmann. o. J. 26 S. gr. 4°. Besprochen von Martin Hartmann.

In Ägypten werden jährlich Tausende von Stücken poetischer Form gefertigt, Hunderte davon in Druck auf den Markt geworfen, von denen man in Europa nichts weiss, obwohl ständig eine Anzahl Forscher im Lande leben und die Dinger kein Geheimnis sind, das Gedruckte in zahlreichen Cafés zu billigsten Preisen von herumziehenden Händlern gekauft werden kann. Das ist die *zaǧal*-Poesie, in der ein wichtiges Stück der Zeitkultur immer gesteckt hat und noch steckt. Sie ist der Reflex der Ereignisse, welche die breite Masse oder geschlossene Kreise in ihr bewegen. Daneben behandelt sie die beliebten alten Stoffe: Wein und Liebe, Moralvorschriften, Lob und Tadel u. dgl. m. Immer wendet sie sich ans Volk in der schlichten, nicht selten derben Sprache der Gasse. Die Formen sind einfach: *reǧez-*, *ramal-* oder *seriʿ*-Halbverse werden zu Strophen von vier oder mehr Einheiten verbunden, deren letzter Vers durch das ganze Gedicht denselben Reim hat, während die anderen Verse einen oder mehrere Sonderreime zeigen.

Ein intelligenter Muslim Kairos, Muhammed Bē ʿOsmān Gelāl Elwanā'ī, hat Molièresche Lustspiele in der Sprache behandelt, die in der *zaǧal*-Poesie üblich ist. Auch die Form ist die gewohnte, nur dass hier statt der Strophen immer Paare von *reǧez*-Halbversen erscheinen, die miteinander reimen.

Auch nach Spittas ausgezeichneter Arbeit, die man nach dem unglücklich gewählten Titel und gegen Sp.'s eigene Ausführungen auf S. IX unrichtig ‚Grammatik des ägyptischen Arabisch' nennt, giebt es über den Dialekt Kairos noch Manches zu sagen. Der arabische Molière Muḥammed Bēs hat Anlass zu Nachträgen gegeben. In ZMG 45 (1891), 36 ff. gab Vollers das *eššēch matlūf* (Tartuffe) mit Glossar, in ZMG 46 (1892), 330 ff. gab Socin Bemerkungen zu dieser Arbeit, 1896 gab Sobernheim das *madraset elazwāg* (École des maris). Über die Behandlung des Sprachlichen in diesen Schriften ist hier nicht zu reden. Das Metrische wurde von Vollers gar nicht, von Socin ausführlich behandelt. S. kam zu dem Resultat, die arabischen Verse seien Nachahmungen des französischen Alexandriners. Ich bemerkte dazu in DLittZ. vom 10/8/95 (Sp. 999), die Verse seien leicht als *raǧaz* erkennbar und stellte das auch in meinen Vorlesungen klar. Sobernheim vertrat diese Ansicht S. 10 f. und gab eine richtige Darstellung des metrischen Baus. In der am Kopf genannten Arbeit giebt Socin das Wesentliche der gemachten Einwendungen zu, sucht aber von der verlorenen Position doch noch etwas zu retten. In der Frage der Cäsur, von welcher S. 4—6 Arten annimmt, kann er sich (S. 25), noch nicht völlig entscheiden, die früheren Eindrücke ganz als gegenstandslos zu erklären. Der Bearbeiter der Molièreschen Dramen ist schliesslich doch vom Alexandriner des Originals ausgegangen, er hat allerdings eine glückliche

Combination desselben mit dem arabischen Reǧez-Trimeter zu Stande gebracht'; dem Bearbeiter habe wahrscheinlich doch der sechsfüssige Jambus ‚vorgeschwebt'; Moḥ. Bē habe, ‚schwankend zwischen seiner Vorlage und der Bearbeitung der Dramen nach arabischen Prinzipien, ein Compromiss geschlossen'; ‚gerade die Naivetät, der Mangel an bestimmten Grundsätzen verleiht der Arbeit el-Wanāis ihren Wert'.

Erscheinungen der Litteratur ohne Kenntnis der Zusammenhänge behandeln ist misslich Es kann nicht oft und scharf genug darauf hingewiesen werden, wie Behandlung der Probleme ohne diese Kenntnis zu einem Hin- und Herreden führt, das wissenschaftlich wertlos ist und nur verwirrend wirken kann. Im vorliegenden Falle war die Frage zu stellen: welcher Formen bedient sich die moderne Vulgärpoesie Ägyptens? welche Formen sind in der Arabisierung (nicht Übersetzung) der französischen Dramen bei Muḥ. Bē zu erwarten? Die breite Basis für Beantwortung dieser Fragen liegt, wie Eingangs bemerkt, nicht vor. Dann war auf ihre Schaffung hinzustreben, es war aber nicht rätlich, ‚Eindrücke' festzuhalten, gegen welche gewichtige Gründe vorgebracht waren. Prinzipiell muss die Vorstellung von ‚Naivetät, Mangel an bestimmten Grundsätzen' bei Muḥ. Bē abgelehnt werden.

Jeglicher Zweifel über die Stellung Muḥ Bēs in metrischen Dingen wird beseitigt durch drei Heftchen, die ich im Herbst 97 in Kairo erworben habe: 1) und 2) zwei *ḥiml zaǧal*, das eine über die Blumen, das andere über die Speisen, mit Anhang eines *zaǧal* über Verschiedenes, in zwei Ausgaben 3) ein *ḥiml zaǧal* über die Narcotica *(elmukaijifāt)*, alle drei elende Lithographieen o. O. u. J., mit dem Sigl *m ' ǧ* unter dem Titel. Zwei von den vier Zaǧals haben als Versmass den katalektischen *reǧez*-Halbvers. M(uḥammed) '(Osman) G(alāl) ist von der beliebten, von ihm selbst geübten Verwendung des *reǧez*-Versmasses im *zaǧal* zu seiner Verwendung für die mit so viel Geschick von ihm durchgeführte Arabisierung der französischen Vorlagen gelangt. Erwähnt sei noch, dass ich in Kairo ein bisher unbekanntes Stück von ihm erwarb: *riwājet ettuqalā*, als ‚Übersetzung' bezeichnet (von Molières ‚le Bourgeois gentilhomme'?) und mit dem Sigl *m ' ǧ*, Kairo, Druckerei Šaraf (im Quartier *elchurunfuš*, in welchem der Dichter auch wohnt) 1314, 8°, 71 SS. Die Form ist dieselbe wie in den *arbaʿ riwājāt*.

C. Bezold, Catalogue of the Cuneiform Tablets in the Kouyounjik Collections of the British Museum. London. British Museum. vol. I. 1890. vol. II. 1891. vol. III. 1893. vol. IV. 1896. bespr. von Hugo Winckler.

Mit dem vierten Bande ist die Katalogisirung der Keilschrifttafeln, soweit sie beabsichtigt war abgeschlossen, es ist also wohl an der Zeit sich Rechenschaft davon zu geben, was damit erreicht worden ist. Die Sammlungen des British Museum sind die Grundlage alles Studiums der Kultur, welche in Keilschriftdenkmälern zu uns spricht, sie sind lange Zeit die einzigen gewesen und werden nach menschlicher Vorraussicht die massgebenden bleiben, und als vor nunmehr 10 Jahren der Plan gefasst wurde, wenigstens über den assyrischen Teil der Thontafeln in einem Kataloge Rechenschaft zu geben, da war es überhaupt nirgends möglich der Keilschriftforschung neue Quellen zu erschliessen als am British Museum.

Wer noch in den vorhergehenden Jahren im British Museum gearbeitet hat, der wird wissen, was es hiess, dort eine neue Urkunde aus den schweigsamen Kästen heraus zu entdecken. ina ašar la amâri, am Orte, wo man sie nicht sehen konnte, lagen die meisten ohne jede Scheu vor dem Fluche ihrer Urheber, und was dem Studium zugänglich wurde, musste fast ausnahmslos vorher erst von dem mit ihrer Verwaltung betrauten Beamten geprüft oder „entdeckt" worden sein.

Hier wollen wir über Vergangenes einen dichten Mantel decken . . . . . .

Nicht jeder vermochte wie P. Strassmaier Jahre lang in London zu sitzen und die Sammlungen Nummer für Nummer durchzunehmen, um so einen Überblick über das ganze zu bekommen, und bis zum Jahre 1886 hat daher auch ausser ihm niemand ein systematisches Studium von Originalen unternommen, nachdem die Herausgabe der Textveröffentlichungen des British Museum mit G. Smith's Tode ins Stocken geraten und im fünften Bande zu dieser „Collection" eine Nachlese gegeben worden war.

Neue Erleichterungen des Studiums brachte die Verwaltung von P. le Page-Renouf[1]) als Vorsteher der Ägyptisch-Assyrischen Abteilung, und unter ihm wurde dann der Katalog begonnen, der nun wenigstens über den grundlegenden Teil der Sammlungen einen Überblick ermöglichen sollte. Nur wer unter den alten Verhältnissen gearbeitet hat, vermag zu ermessen, welchen Vorteil

---

[1]) Soeben trifft die Kunde von seinem Ableben ein.

es bietet jetzt im Voraus übersehen zu können, welche Texte man durchgehen muss, wenn man das für eine bestimmte Frage Wichtige beisammen haben will, während man früher vor einem grossen Unbekannten stand. Seitdem hat sich denn auch zweifellos eine rege Thätigkeit im Studium der Originale geltend gemacht, und wenn die ältere Generation nichtenglischer Gelehrten schon im blossen Nachprüfen bereits veröffentlichter Texte das Ziel ihrer Vertiefung fand, so hat die neue Generation begonnen den Dingen wirklich auf den Grund zu gehen, und sich der nicht immer dankbaren Aufgabe unterzogen selbst das Material zu gewinnen, an dem sie die Kräfte ihres Geistes üben will.

Somit bedeutet die Veranstaltung eines Kataloges thatsächlich die Ermöglichung für Jedermann sich diesem Studium der Originale in Rücksicht auf bestimmte Fragen zu widmen, und zweifellos ist von dieser Ermöglichung zum grössten Nutzen unserer Wissenschaft eifriger Gebrauch gemacht worden. Wenn die letzten 10 Jahre der Erforschung des alten Orients einen Fortschritt gebracht haben, wie er kaum auf einem Gebiete der Altertumskunde wiedergefunden werden dürfte, so muss die Zugänglichmachung der Schätze des British Museum mit einem grossen Anteil dabei veranschlagt werden.

Damit können wir zur Betrachtung der Ausführung des Unternehmens kommen, für das sich C. Bezold dem damals ausschlaggebenden Sir H. Rawlinson zur Verfügung gestellt hatte. Einen Katalog im Sinne wissenschaftlicher Kataloge von Bibliotheken hat er nun zwar nicht gegeben, aber um den Namen wollen wir nicht rechten; denn billiger Weise können wir uns nur damit einverstanden erklären, wenn das gegeben wurde, was nach dem Stande der Wissenschaft möglich und förderlich war. Das war aber zweifellos ein einfaches Verzeichnis, wie es der Verfasser gegeben hat. Freilich konnte es dabei nicht ausbleiben, dass im Verlaufe der Arbeit und im Fortschritte unserer Wissenschaft vieles sich herausstellte, das den ersten Teilen der Arbeit nicht mehr zu gute kommen konnte, aber wir stecken nun einmal noch in den Anfängen und müssen die Unebenheiten hinnehmen, die der Lauf der Dinge mit sich bringt. Vielleicht wird man nach hundert Jahren dafür einmal einen schönen „Catalogue raisonné“ haben.

Man kann also dem Verfasser nur zustimmen, wenn er frisch ans Werk ging und die einzelnen Bände herausgab, wie er die einzelnen Stücke der Nummer nach durchgenommen hatte. Hätte er die ganze Sammlung erst durcharbeiten wollen, dann wäre wohl manches klarer geworden, auch manche irrige oder wenigsagende Bezeichnung richtiger oder schärfer gefasst worden, aber wann wir dann das tadellose Werk erhalten hätten, oder ob überhaupt, darüber kann man sich nach allerhand Erfahrungen so seine Gedanken machen. Kurz also: nach dem Stande unserer Wissenschaft hat der Verfasser das einzig richtige und zu dem erstrebenswerten Ziele: dem raschen Vorwärtskommen der Wissenschaft, führende Verfahren eingeschlagen, und wer die Verhältnisse kennt, kann sich in dieser Hinsicht mit ihm nur einverstanden erklären. Die „Methode“, die hier anzuwenden war, war die zum Ende führende, und die Fehler, die dadurch bedingt wurden, waren eben durch den Stand unserer Wissenschaft bedingt, kommen also nicht auf Rechnung des Verfassers.

In dem Jahre 1887/88, wo der erste Band entstand, war man naturgemäss bei dem raschen Fortschritt unserer Wissenschaft, in der man nach Lustren rechnen muss, noch nicht so weit wie 96 eben mit durch die vom Catalogue gebotene Hilfe. Manche Arten von Texten waren überhaupt noch nicht untersucht, und wer da selbst einmal vor einem Original — möglichst noch einem schlecht erhaltenen, in ungewohnter Schrift, und was dergleichen ermutigende Annehmlichkeiten mehr sind — gestanden hat, der wird es dem Verfasser nicht verdenken, wenn er allerhand vage Bezeichnungen eingeführt hat, die dem späterem Eindringen in den Gegenstand wenigstens die allgemeine Begriffssphäre angeben wollten. Auch hier giebt unseres Erachtens für jeden, der selbst in gleicher Lage war, der Stand der Wissenschaft die völlige Erklärung und Rechtfertigung des Verfahrens. Wir zweifeln freilich nicht, dass Kritiker von Beruf Anstoss an solchem Vorgehen nehmen können, aber wir haben ja bis jetzt auch in unserer Wissenschaft noch nicht die grosse Frage gelöst, wie es möglich ist das überlegene Können der Kritik auch einmal in den Dienst der Produktion zu stellen. So wollen wir nicht mit Bezold rechten, wenn seine Bezeichnung „Mythologial“ mannigmal nicht sehr greifbar ist. Die betreffenden Texte waren eben zu der Zeit noch nicht erforscht, und sind es auch jetzt noch nicht. Meistens sind es Bruchstücke, und wenn es auch

wirklich einem eindringenden Studium aller gelingen sollte, sie zu gruppieren und näher zu bestimmen, so konnte man billigerweise eine solche Arbeit nicht von dem Verfasser eines Verzeichnisses der gesamten Sammlungen verlangen, dem alle Texte gleich am Herzen liegen mussten. Wir können also Bezold keinen Vorwurf daraus machen, wenn er sich in solchen Fällen auf Classifizirungen beschränkt, welche meist schon nach dem blossen Äusseren der Tafeln getroffen werden können.

Mir wäre es jedoch praktisch erschienen, wenn gerade in solchen Fällen durch Mitteilung grösserer Stücke des Inhaltes die Möglichlichkeit gegeben worden wäre für eine Erschliessung weiteren Verständnisses der Texte, da dem Verfasser keine Zeit zu Gebote stand oder stehen konnte, sich ein Urteil über die betreffenden Stücke zu bilden. Man hat für die Mitteilung von Keilschrift Typendruck gewählt: das ist Sperrgut und wir können ebensowenig wie der Eisenbahntarif dieses nach Gewicht befördern. Hätte man statt dessen die jetzt so bequeme Zinkotypie verwendet, so hätte der Herausgeber die Möglichkeit gehabt ganze Stücke mit eigener Hand geschrieben auf demselben oder einem kleineren Raume mitzuteilen, als jetzt die Beschreibungen der oft so kleinen und mitunter auch wertlosen Stückchen einnehmen.

Wenn das aber nicht beliebt wurde, so war doch immer noch das sehr viel einfachere und übersichtliche Mittel der Umschrift da. Gewiss setzt deren Anwendung ein Verständnis des Textes voraus, so weit war aber unsere Wissenschaft, dass jeder, der Anspruch darauf machen will, im Kreise der „Assyriologen“ gehört zu werden, im stande sein musste eine Umschrift von den meisten in Betracht kommenden Stücken zu geben, die entweder das vollkommene Verständniss erwies oder aber doch deren Erschliessung durch andere nicht einschränkte. Das ist durchaus möglich und bereits erprobt worden. Es handelte sich ja hier nicht um eine Herausgabe der betreffenden Stücke, sondern um Aufklärung über den Inhalt. Wir können nicht wissen, ob der Verfasser bei der Wahl von Typendruck etwa den Wünschen der Museumsbehörde Rechnung getragen hat, könnten aber einem solchen Einwand kein Gewicht beimessen. Es handelte sich hier um eine wissenschaftliche Arbeit mit dem Namen des Verfassers gezeichnet, da hatte also niemand anders dreinzureden.

Fast möchten wir auch vermuten, es sei des Verfassers Scheu Fehler zu begehen, die allerdings nach dem Stande der Wissenschaft vermeidbar waren, und die man Anfängern aufmutzen würde, die ihn alles, was wie Meinungsäusserung aussah — und eine solche ist eine Umschrift — ängstlich vermeiden liess, und uns mit sperriger Keilschrift und viel vergeudetem Papier beschenkte. Um dann das Princip — „Methode“ muss ja sein! — zu wahren, sind mit Vorliebe auch die bekanntesten Eigennamen und alle möglichen Dinge, über die, solange dieser Catalogue benutzt werden wird, Einmütigkeit herrschen wird, in Keilschrift angegeben. Wozu das? Es ist weder klarer, noch unmissverständlicher, noch genauer, es ist nur unschön, raumfressend und unübersichtlich. Der Verfasser hat in den zwei ersten Bänden hier und da die Lesung bekannter Namen neben der Keilschrift gegeben, ist aber dann von diesem Verfahren abgekommen und überlässt es dem Leser selbst das Richtige zu finden. Ich glaube, ich bin selbst ein wenig mit Schuld an diesem Aufgeben löblicher Uebung, bei welcher ich allerdings die Keilschrift trotz allem auf jeden Fall entbehren zu können glaube. Nach dem Erscheinen des zweiten Bandes habe ich dem Verfasser einmal mitgeteilt, dass er beständig das Ideogramm für Urarṭu mit Akkad und das für Eridu (ÍR.ḪI; allerdings auch für Babylon gebraucht) mit Assur wiedergäbe. Darum war es doch aber nicht nötig, nun gleich diesen unheimlichen Dingen aus dem Wege zu gehen und sich hinter sicherer Keilschrift zu verschanzen. Die Sache ist doch so einfach: wenn es einem nicht der Zusammenhang sagt, ob von Armenien oder Babylonien, von dem südbabylonischen Eridu (resp. Babylon) oder der alten Hauptstadt Assyriens die Rede ist, so sind ja die Ideogramme verschieden: Akkad ist BÚR.BUR.KI; Urarṭu BUR.BUR ohne KI; Eridu resp. Babylon ist ÍR.ḪI, Assur ÍR AN.ḪI KI.[1])

Eine weitere Eigentümlichkeit des Werkes ist der Umfang, welcher den Anführungen früherer Veröffentlichungen und Behandlungen der einzelnen Tafeln eingeräumt ist. Gewiss ist es durchaus angebracht und nötig, dass der Benutzer des Catalogue stets

[1]) Böcke sind heimtückische Creaturen, sie stossen auch den Behutsamsten. Einmal sehe ich, hat B. auch im vierten Bande umschrieben und hier aus dem šarru Urarṭa-ai wieder einen Akkadian king gemacht; und zwar in einem Briefe, den Urzana, der König von Muṣaṣir, an einen assyrischen Beamten richtet. Man denke zu Sargons Zeiten ein Akkadian king, und in einem Briefe eines doch sich einer gewissen Berühmtheit erfreuenden armenischen Fürsten erwähnt! (Rm 2, 2. vol. IV p. 1636).

über frühere Veröffentlichungen unterrichtet wird, allein es hätte wohl genügt, wenn dabei die wirklich noch benutzbaren und benutzten angeführt oder doch wenigstens in erster Linie berücksichtigt wären. Der Verfasser hat sich einen Zettelkasten angelegt, worin er jede Stelle, in welcher einmal eine Nummer der Keilschriftsammlungen erwähnt wird, verzeichnet hat. Eine solche Sammlung ist gewiss sehr nützlich, um sich über den Gang des Studiums eines Textes zu unterrichten, aber in einem Kataloge ihn ohne weiteres zum Abdrucke zu bringen, wobei vollständige Veröffentlichungen und nebensächliche Erwähnungen, eingehende Bearbeitungen des Textes und populäre oder dilettantenhafte Wiederholung, endgiltige Ausgabe oder von niemand beachtete Kritzelei wie Kraut und Rüben durcheinander den Raum füllen, dürfte eher nützlich als schädlich sein, zumal wenn man statt dessen Bemerkungen über den Inhalt oder doch über diesen unterrichtende Anführungen vermisst. Die Wissenschaft kann gewiss von mancherlei mechanischer Arbeit Nutzen ziehen und wer selbst nicht allzu viel Neigung zu geisttötender Fingerarbeit verspürt, wird sicher demjenigen Dank wissen, der sie ihm abnimmt, er wird auch des schlafenden Homer gedenken, wenn dem opferfreudigen Hilfsarbeiter einmal etwas Menschliches zustösst, aber zu einer Auffassung, dass die Wissenschaft blos durch Schonung des Hirns auf Kosten anderer Körperteile ihre wirklichen Ziele erreicht, kann ich mich beim weitesten Entgegenkommen nicht emporschwingen. Was soll es für einen Zweck haben, wenn gelegentliche Erwähnungen von Texten, wo vielleicht nur auf ein Wort von ihnen verwiesen war, mit Angabe von Autor und Stelle beigebracht werden, also in dem kostbaren Raume eines Kataloges mindestens eine Zeile wegnehmen, die besser zu einer vermissten Inhaltsangabe benutzt worden wäre? Wenn, wie es dem Schreiber dieses oft begegnet, man seinen eigenen Namen bei einer Tafel angeführt findet, über die man sich geäussert haben soll, und sich verwundert fragt, woher einem denn die angebliche Wissenschaft, von der einem so gar nichts bewusst ist, gekommen sein sollte, so findet man beim Nachschlagen der eigenen Worte die Erklärung in der gedachten Thatsache. Im schneidenden Gegensatze dazu steht dann noch, wenn man einmal über den Inhalt oder die massgebende Stelle einer Tafel sich geäussert hat, darüber aber nichts in dem Citatenhaufen des Catalogue findet. Warum? Weil man die Nummer nicht angegeben hat oder nicht angeben konnte. Ist an einer Urkunde die Registrationsnummer oder der Inhalt das massgebende? Was soll es weiter für einen Zweck haben, wenn von Texten, die mittlerweile längst vollständig herausgegeben sind, alle die Stellen angeführt werden (bisweilen zeilenlange Zahlenreihen), wo einzelne Zeilen davon, beispielsweise in Strassmaiers „Alphabetischem Wörterverzeichnis, gegeben sind? Sobald man den Text vollständig hat, wird doch kein Mensch sich aus 10–20 zerstreuten Stellen Bruchstücke des ganzen zusammensuchen. Die Thatsache, dass der Verfasser des Catalogue aber einmal seine Zeit damit hingebracht hat, statt den Inhalt von noch nicht erschlossenen Texten zu ergründen, jene Nummern mechanisch zusammenzuschreiben, mag ja seiner Geduld ein schönes Zeugnis ausstellen, ist aber kein Grund, um statt Brot Steine, statt Hilfsmittel zum Verständnis eines Textes Druckerschwärze zu geben.

Trotz alledem ist der Catalogue, wie von Anfang betont, durch die blosse Ermöglichung eines vollständigen Ueberblicks über die behandelten Sammlungen ein Hilfsmittel, das unser Studium der neu zu erschliessenden Quellen auf neue Füsse gestellt hat, und namentlich eine grosse Zeit- und Müheersparnis für jeden bedeutet, der mit bestimmten Absichten — und das wird ja bei jedem planvollen Arbeiten der Fall sein — an das Werk geht. So sind denn auch die paar Arbeiter auf unserem Gebiete, welche die Mühe neue Quellen zu erschliessen nicht scheuen, seit dem Erscheinen des Kataloges darauf bedacht gewesen, je nach ihren Specialinteressen diejenigen Urkunden aufzuarbeiten, welche noch nicht bekannt waren. Man wird vielleicht, ehe man den Ueberblick hatte, mehr in den verschwiegenen Schränken des Britisch Museum vermutet haben; jetzt wo man sehen konnte, war von vornherein klar, dass es sich namentlich auf den Gebieten, welche von allgemeinem Interesse sind, nur um ein Aufarbeiten der Reste handeln konnte, dass aber das wichtige und grundlegende zum grossen Teil bereits veröffentlicht war, und zwar je nach dem Massstab von Verständlichkeit und Wichtigkeit der Texte, wie das ja schliesslich auch selbstverständlich ist. Was am neuesten ist, das bietet vorläufig auch der Erschliessung wol noch die grössten Schwierigkeiten, oder wird — wie z. B. die Ominatexte — in seiner Gesamtheit nie ein allgemeines Interesse erregen können.

Je grösser das Interesse, je besser der Zustand der Erhaltung, je leichter das Verständnis, um so weniger blieb zu tun. Naturgemäss hatte das Studium der Keilschriften überhaupt mit den sogenannten historischen Inschriften begonnen, und was hier der Katalog noch an nicht bereits bekannten anführen konnte, ist denn verhältnismässig auch wol das wenigste. Ich habe wol so ziemlich das davon, was nicht lediglich Duplicat von bereits bekanntem war, durchgemustert, und will im folgenden über einige Einzelheiten, die eine besondere Behandlung nicht lohnen, Rechenschaft geben. Im grossen und ganzen handelt es sich dabei um Dinge von ziemlich negativem Interesse. Gerade hier hätte man wol vom Kataloge erwartet, dass der Verfasser, der nun einmal die Arbeit auf sich genommen hatte, Weizen und Spreu zu sichten, auch die kleinen und wertlosen Stücke genauer betrachtet und dem späteren Arbeiter nutzlose Mühe erspart hätte. Die „historischen“ Inschriften der assyrischen Könige sind ja so wol bekannt und liegen in so bequemen Bearbeitungen vor, sie werden auch von jedem Anfänger so gut gekannt, dass es nicht schwer ist, für jeden, der überhaupt in den assyrischen Inschriften zu Hause ist, Duplicate davon wieder zu erkennen. Die Inschriften eines Assurbanipal und Sanherib sind ihrem Hauptinhalte nach für den Assyriologen, was für den klassischen Schulmann der Cornelius Nepos und Caesar sind, und ebenso wenig, wie diesem Duplicate von einzelnen Stellen ihrer Schriftsteller entgehen würden, ebensowenig wird man das vom Assyriologen erwarten. Nun kann ich es verstehen und entschuldigen, dass bei der geistestötenden Arbeit, wie sie die Durchsicht namentlich der letzten Nummern der Sammlungen, die fast durchweg aus winzigen Bruchstücken bestehen, deren Inhalt oft mehr aus dem Verlorenen als dem Vorhandenen zu bestimmen ist, dass bei einer solchen Arbeit die Aufmerksamkeit einmal versagt und man der Ermüdung verfällt. Ich würde daher mit Niemand rechten, wenn unter diesen Stücken ein frisch herantretender Arbeiter, der mit seinem Sonderinteresse naturgemäss auch schärfer sehen muss, als der Bearbeiter des Ganzen, hier und da Versehen fände, oder dass manches an und für sich wertlose Stück nicht gerade nach allen Seiten hin auf seine Zugehörigkeit geprüft worden wäre: homo sum, aber es scheint mir doch, als ob namentlich gegen Ende der Arbeit dem Verfasser die Geduld — die er in so reichem Masse bei dem Zusammenschreiben von Zetteln bewiesen hat — ausgegangen wäre. Vielleicht ist es Zufall, dass darunter gerade die „historischen“ Bruchstücke am schlechtesten weggekommen sind, denn was an wertvollen Texten dieser Art vorhanden war, war eben meist schon früher veröffentlicht und trägt die ersten Nummern. Ich kann nicht darüber urteilen, wie es sich mit den Urkunden anderen Inhaltes verhält, weil ich davon nur gelegentlich ein und das andere Stück vorgenommen habe, andererseits möchte ich aber darauf hinweisen, dass es sich in den meisten der anzuführenden Fälle um Texte handelt, deren Wortlaut wie gesagt jedem Anfänger bekannt ist und deren Inhalt bereits in allen populären Werken zu finden ist.

Ich bespreche im folgenden eine Anzahl der kleinen Bruchstücke, von denen ich annehme, dass eine Bestimmung, wie ich sie hier gebe, von jedermann ohne Mühe hätte gegeben werden können

K 1834. betrifft einen Tempelbau. Assurbanipal möglich, doch auch Assarhaddon. 1. . . . ilâni iḫ-šu-ḫa-an-ni a-na (amílu) šangû-ti 2. . . . aš-t]í-'-a ud-du-šu mim-ma ši-pir ilû-ti-šu 3. . . . da-ri-í ma-ai-al taḳ--ni-í 4. . . . ? šu-ut-ru-ṣu šu-pu-u (ilu) šam-šu 5. . . . pa-ni maḫ-ri-ia í-bu-šu 6. . . . in-na-]bit ma iš-ḫu-ḫu abní-šu 7. . . . lid-sa a-na si-ḫi-ir-ti-ša 8. . . . ki-ri]b (mâtu) Aššur 9. . . . ? ka-bat-ti 10. . . . na-a-di a-ḫi 11. . . . u-]rad-di ina muḫ-ḫi 12. . . . gab-bi 13. . . . ar-]ṣip 14. . . . pl.

K 1837. nicht propably, sondern sicher Assurbanipal, gegen Tíumman. II 1 mi-iṣ-ru 2. u-rad-[di . . . 3.niší u-ši-bu-[ut . . . 4. u-šak-ni-[iš . . . 5. biltu . . . 6. šat-ti-šam-ma u-[kin . . . 7. ina ki[bit Aššur 8. šarrâni . . . 9. u-na-aš-[ši-ḳu . . . 10. ma-al-ki rabû (?) . . . 11. a-na kit-ri-šu . . . 12. ina tukulti A[ššur . . . 13. ki-rib (mâtu) Í-[lam-ti . . . 14. apikta-šu-nu . . . 15. at-tal-[lak . . . 16. [Tí-]um-man . . . 17. . . . taḫâzi . . .

K 2663. habe ich mir zu Bezold „mentions the city of Suḫi“ noch bemerkt: „und Babylon“. also Assurnasirpal?

K 2800. warum probably Rammannirari (III) ? wenn alles so sicher wäre! z. 8: [Ramman-nirari šar kiš-ša-ti] šar mât Aššur mâr Šam-ši-Ramman šar ki[š (sic!)-ša-ti šar mât Aššur 9: binbin Šulmanu ašarîdu] šar kiš-ša-ti šar mât A[ššur etc.

K 2852. nicht „Assurbanipal(?)“, sondern wie vollkommen sicher und klar ausgesprochen wird Assarhaddon. Der Text ist freilich schwer zu lesen, er ist nicht im gewöhnlichen

Kriegsberichtsstyl abgefasst und ist ein Prachtstück. Er betrifft Assarhaddons Krieg mit Šupria. Ich veröffentliche ihn in Forschungen VII. Dazu gehört das Bruchstück 9662 (besprochen Forsch. s. 529.

K 3061. Ḳuí und die Stadt Ṭu-'-ia-b[i? od. am]-nu. Beide haben nach der Art ihrer Erwähnung nichts miteinander zu tun. Bezold hat es leider nie auseinandergehalten, wenn Namen in demselben Zusammenhange oder deutlich in verschiedenem genannt werden. Den Stadtnamen hat wegen der Nennung von Ḳuí, wenn ich nicht irre Oppert — wo, erinnere ich mich nicht — auf Grund von B's Angabe mit Tyana in Verbindung gebracht. Der Grund ist, wie gesagt hinfällig, ausserdem ist eine entsprechende Ergänzung palaeographisch unmöglich.

K 3127. nicht „Assurbanipal (?)", sondern Assarhaddon. wenig erhalten. betrifft den zweiten ägyptischen Zug. zu 7. 5: [šak]kanak Babili also Assarhaddon. unteres stück der vs. ende der 4 zeile: Ningal Nusku ki-rib vgl. K 2701 a ? (s. Forsch. s. 92 etc.). vs. oberer Teil zeile 4: [MAT-su] í-mí-du-uš il-li-ku nam-mu-ši-šu. dann Trennungsstrich; freier Raum; darauf Erzählung der Eroberung Ägyptens. vgl. K 13721.

(Fortsetzung folgt.)

Aus gelehrten Gesellschaften.

Philadelphia. USA. Oriental. Club. 9. 12. 97. W. M. Müller: Ueber die Anfänge der Schrift bei den Kananäern.

Berlin. Gesellschaft für Ethnologie. 15. 1. 98. H. Winckler: Ueber Polyandrie bei den Semiten. (Minäische Inschrift Hal. 504. Die Namen Aḫ-ab und Aḫat-abi-ša).

Berlin. Vorderasiatische Gesellschaft. 4. 1. 98. Generalversammlung. Wahl des Vorstandes: 1. Vors. v. Kaufmann. 2. Vors. Hartmann. Schriftführer Peiser. Herausgeber Winckler. Ausschuss: Billerbeck, Jeremias, Prätorius, Rost.

Berlin. Orient. Comitee: „Da den Mitgliedern des Comitees voraussichtlich erst in einiger Zeit Vorlagen zur Beschlussfassung zu unterbreiten sein werden, so hat der Ausschluss beschlossen, die Einberufung der ordentlichen General-Versammlung bis auf weiteres hinauszuschieben. Der Ausschuss: R. v. Kaufmann, R. Virchow, H. Winckler, G. v. Bleichröder, Schatzmeister, G. Kollm, Schriftführer."

Wir bitten die Herren Schriftführer der gelehrten Gesellschaften um möglichst schnelle Mitteilung ihrer Sitzungsprogramme, da ja eine prompte Berichterstattung in allseitigem Interesse liegt.

D. R.

Personalien.

Gestorben: Ayub Abela, deutscher Viceconsul in Saida (Syrien).

Zeitschriftenschau.

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. (Z.D.M.G.) 1897. LI.

1. Paul Horn, Aus italienischen Bibliotheken. I. Die persischen und türkischen Handschriften des Vatikans. — Fr. Philippi, Nochmals die Aussprache der semitischen Konsonanten ʾ und ʿ[1]): Semitisches ʾ und ʿ haben ursprünglich den Charakter unsilbischer oder konsonantischer Vocale gehabt. (An mehreren Stellen stört, dass Verf. von „Erfindern" der semitischen Schrift parallel mit den Erfindern der späteren Beizeichen spricht.) — Julius Oppert, Die Schaltmonate bei den Babyloniern und die ägyptisch-chaldäische Aera des Nabonassar: I. Ursprung der Aera des Nabonassar, sei die Sothisperiode, um 575 vage Jahre verjüngt, um eine Tageszählung zu schaffen. II. Periode der astrologischen oder willkürlichen Einschaltung: Behandelt die Sarosperiode und die inschriftlich berichteten Finsternisse; dabei taucht die längst begrabene Mär wieder auf, dass die babyl. Chronik Salmanassar Samaria zerstören lässt. III. Einführung des fixen von den Juden angenommenen Einschaltungssystems. Sei um 367 wahrscheinlich durch athenischen Einfluss ins Leben gerufen. — Eduard Glaser, Ursprung des arabischen Artikels ال. — Eberhard Nestle, zur Umschreibung des Hebräischen. — Siegmund Fränkel, Zu den arabischen Papyri der kgl. Mus. in Berlin (7 Bemerkungen zu Abel's Publikation). — Anzeigen (Oestrup, Contes de Damas von Nöldeke).

2. Martin Hartmann, Arabische Lieder aus Syrien (Bearbeitung von Bänkelsängerliedern nach eigenen Aufzeichnungen in Beirut und Kairo, sowie denen zweier Syrer, nämlich eines deutschen Dragomans in Beirut und eines deutschen Viceconsuls in Saida.) — H. Vambery, eine legendäre Geschichte Timurs. — Ferdinand Justi, die altpersischen Monate. — Friedrich Schwally, Zur Theorie einiger Possessiv- und Objekt-Suffixe im Syrischen. — Ignaz Goldzieher, Gesetzliche Bestimmungen über Kunja-Namen im Islam. — Karl Vollers, Beiträge zur Kenntnis der lebenden, arabischen Sprache in Aegypten. II. Ueber Lehnwörter. Fremdes und Eigenes. VII. Semitische[2]) Entlehnungen. No. 25: *mastaba* nicht alt und volkstümlich für die alt-ägypt. Gräber, sondern nach der Art, wie die Arbeiter Mariette's sie wegen der Aehnlichkeit mit der Mastaba des ägyptischen Hauses bezeichneten, von der europäischen Aegytologie geprägt. VIII. Griechische Entlehnungen. No. 21: الماس, auch ماس, Diamant = *ἀδάμας* (aber vergl. babyl. ílmíšu !). No. 39: ترس Schild, Thürstein = *θυρεός* (! ! !). IX. Türkische Entlehnungen. X. Slavische Entlehnungen. XI. Lateinische und gemeinromanische Entlehnungen. XII. Spanische Entlehnungen. XIII. Italienische Entlehnungen. XIV. Französische Entlehnungen. XV. Germanische Entlehnungen. Nachträge und Berichtigungen. — Eduard König, das 1-Jaqtul im Semitischen. — Dr. Graf Géza Kuun, Zur Deutung der Orkhon-Inschriften. — Anzeigen (Edward Albert van Dyck, كتاب اكتفاء القنوع بما هو مطبوع من أشهر التآليف العربية فى المطابع الشرقية والغربية [d. i. ein bibliographisch-litterargeschichtliches Handbuch] von K. Vollers).

[1]) hierzu Berichtigung in II, S. 338 f.

[2]) so, wie auch im folgenden, recht verkehrt für „Entlehnungen aus dem Semitischen" etc.!

3. Karl Vollers, Beiträge zur Kenntnis der lebenden arabischen Sprache in Aegypten. II. Ueber Lehnwörter. Fremdes und Eigenes: Index der arabischen Formen. — Friedrich Schulthess, Der Brief des Mara bar Sarapion: Verfasser ein Stoiker aus Samosata, Ort der Abfassung unbekannt, Zeit innerhalb des 2. bis 3 Jahrhunderts. — W. Bacher, Ein persischer Kommentar zum Buche Samuel. — Heinrich Suter, Bemerkungen zu Herrn Steinschneiders Abhandlung: „Die arabischen Uebersetzungen aus dem Griechischen". — Anton Baumstark, Epaphroditos und Hyginus: ersterer im Fihrist I, 254, letzterer im Al-Ja'qûbî I, 234 nachgewiesen. — David Kaufmann, Beiträge zur Geschichte Aegyptens aus jüdischen Quellen. — J. Oestrup, Ueber zwei arabische Codices sinaitici der Strassburger Universitäts- und Landesbibliothek: Wichtig, nicht wegen des Inhalts, sondern wegen der Form der Sprache, welche als allgemeine Volkssprache in diesen aus dem 3. und 4. Jahrhundert d. H. stammenden Handschriften erscheint und der heutigen sehr nahe steht. — Ignaz Goldzieher, ein arabischer Vers im Chazarî-Buche. — G. Margoliouth, an ancient MS. of the Samaritan Liturgy. — Cl. Huart, Brief über einen persischen Vers (Verbesserung der Uebersetzung Vambéry's Z.D.M.G. LI 215) — F. H. Weissbach, Zur Chronologie des falschen Smerdis und des Darius Hystaspis. (Berücksichtigt M.V.A.G. Heft IV noch nicht.) — C. A. Nallino, Zu Vollers, Beiträge zur Kenntnis der arabischen Sprache in Aegypten. — Anzeigen (Bernhard Vandenhoff, Nonnullae Tarafae poetae carmina ex Arabico in latinum sermonem versa notisque adumbrata, von J. Barth; Carl Salemann, Judaeo-persica, von Th. Nöldeke).

Journal Asiatique (J.A.) X No. 2.

De Vogüé, Notes d'épigraphic araméenne (suite): VI Inscriptions de Pétra; VII Graffiti Nabatéens de Chaubak; VIII nouvelle inscription de Bossa; IX la grande inscription nabatéenne de Pétra, dernières observations. — Louis Cheikho, lettre au sujet de l'auteur de la version arabe du Diatessaron. — J.-B. Chabot, Notes d'Epigraphic et d'Archéologie orientale. I. Bustes et Inscriptions de Palmyre; II les ruines de Palmyre en 1735: extrait d'une lettre du sieur Granger à Monseigneur le comte de Maurepas, concernant les antiquités de la ville de Tadmor, autrefois Palmyre. — G. Delphin, la philosophie du cheikh Senoussi d'après son Aqida es-So'ra. —

Nouvelles et Mélanges (E. Laune manuel français-arabe ou recueil d'actes administratifs, judiciaires et sous-seing privé traduits en arabe, besprochen von O. Houdas. — Nouvelles publications de l'imprimerie catholique de Beyrouth, besprochen von B. M.

The Journal of the royal asiatic society (JRAS.) 1898 January.

Edward G. Browne, Some notes on the literature and doctrines of the Ḥurûfî Sect. — Robert Heedham Cust, the language of Somâli-land. — A. A. Macdonell, the origin and early history of Chess. — Notices of books, darunter Charles Scheffer, Supplément (text persian) au Siasset-namèh, bespr. von E. G. B. — Paul Horn, Asadî's neupersisches Wörterbuch „Lughat-i-Fars", bespr. v. E. G. B. — F. Steingass, the assemblies of Ḥarîrî (student's edition of the arabic text etc. bespr. v. H. Hirschfeld. — De Goeje, Arîb Tabarî continuatur, bespr. v. H. Hirschfeld. — J. Guidi, An arabic Description of Antioch, bespr. v. D. S. Margoliouth, (der zu dem von Guidi benutzten Manuscript des Vaticans ein neues aus der Bodleian library beibringt). — V. Istrin, Pervaya kniga kroniki Ioanna Malaly, bespr. v. E. D. M. — Stanley Lane-Poole, Catalogue of the Collection of Arabic Coins preserved in the Khedivial Library at Cairo, bespr. von O. C. — Dārāb Dastur Peshotan Sanjānā, Kārnāme-i Artakhshīr-i pāpakān, bespr. v. E. M. West. — Hormuzd Rassam, Asshur and the land of Nimrod —, und John Punnett Peters, Nippur, bespr. von T. G. Pinches.

The journal of hellenic studies, 1897 April.

J. G. C. Anderson, the road-system of Eastern Asia Minor with the evidence of byzantine campaigns (mit Karte!). Part I rroads. I roads from Caesareia to the East. 1. the Persian royal road. 2. the Roman road. II roads from Caesareia to the South. III Passes from Melitene into Kommagene. IV roads radiating from Sebasteia. Part. II. Campaigns in the cappadocian district. Excursus the royal road. — H. B. Walters, on some Antiquities of the Mycenaean Age recently acquired by the British Museum. — J. L. Myres, Excavations in Cyprus in 1894. I. Agia Paraskevi (Nicosia District). II. Kalopsida (Famagusta District). III. Ḥakshà tu riù (Larnaka District). IV. Larnaka: (Tarabi Teké). V. Larnaka: Kamelargà. VI. Larnaka: Batsalos. VII. Zárukas. Inscriptions from the Excavations at Larnaka.

Comptes rendus (Acad. des inscr. et belles-lettres) 1897 (September-October).

J. Oppert, un dieu commerçant. — J. Oppert, une dynastie d'usurpateurs. — Clermont-Ganneau, mémoire sur une inscription arabe en anciens caractères coufiques découverte récemment à Jérusalem.

Proceedings of the society of Biblical Archaeology (PSBA.) 1897 (December). J. Offord, notes on the congress of Orientalists, Paris. — Fritz Hommel, Assyriological notes. (Zu beachten § 33, wo Hommel mit Recht Delitzsch's *madâda* = lieben H.W. zurückweist, § 36 *umâmu* beast stands for ubhâmu = בְּהֵמָה; § 37 besser zu streichen[1]).

Al-Machriq, revue catholique orientale bimensuelle, 1. Jahrgang.

1. Dr. J. Rouvier, un poids antique de Beyrouth (griechische Legende mit dem Dreizack von Beirut). — Dr. A. Haffner, Traité inédit d'al-Asmai intitulé كتاب الدّارت. — P. L. Cheïkho, Histoire de Beyrouth (Ms. de la Bibl. Nationale).

2. P. L. Cheïkho, Histoire inédit de Beyrouth (Fortsetzung).

3. P. G. Zumoffen, l'âge de pierre en Phénicie — P. L. Cheïkho, vers inédits du Curé Nicolas. — P. H. Lammens, La prononciation du ج chez les Arabes. — P. L. Cheïkho, Histoire inédit de Beyrouth (Fortsetzung). Anzeigen (M. Hartmann, das arabische Strophengedicht bespr. von Cheïkho; S. Lane Poole, Catalogue of the arabic coins in the khediv. library, bespr. von Ṣalḥani).

---

[1]) *pišannu* = *épišannu* und die „dritte variante" épišnu, „die er seinem Freund Prof. Hilprecht verdankt".

Verantwortlicher Herausgeber: F. E. Peiser, Königsberg i. Pr., z. Z. Berlin W., Kleiststr. 9.
Verlag u. Expedition, Wolf Peiser Verlag, Berlin S., Brandenburgstr. 11.
Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.